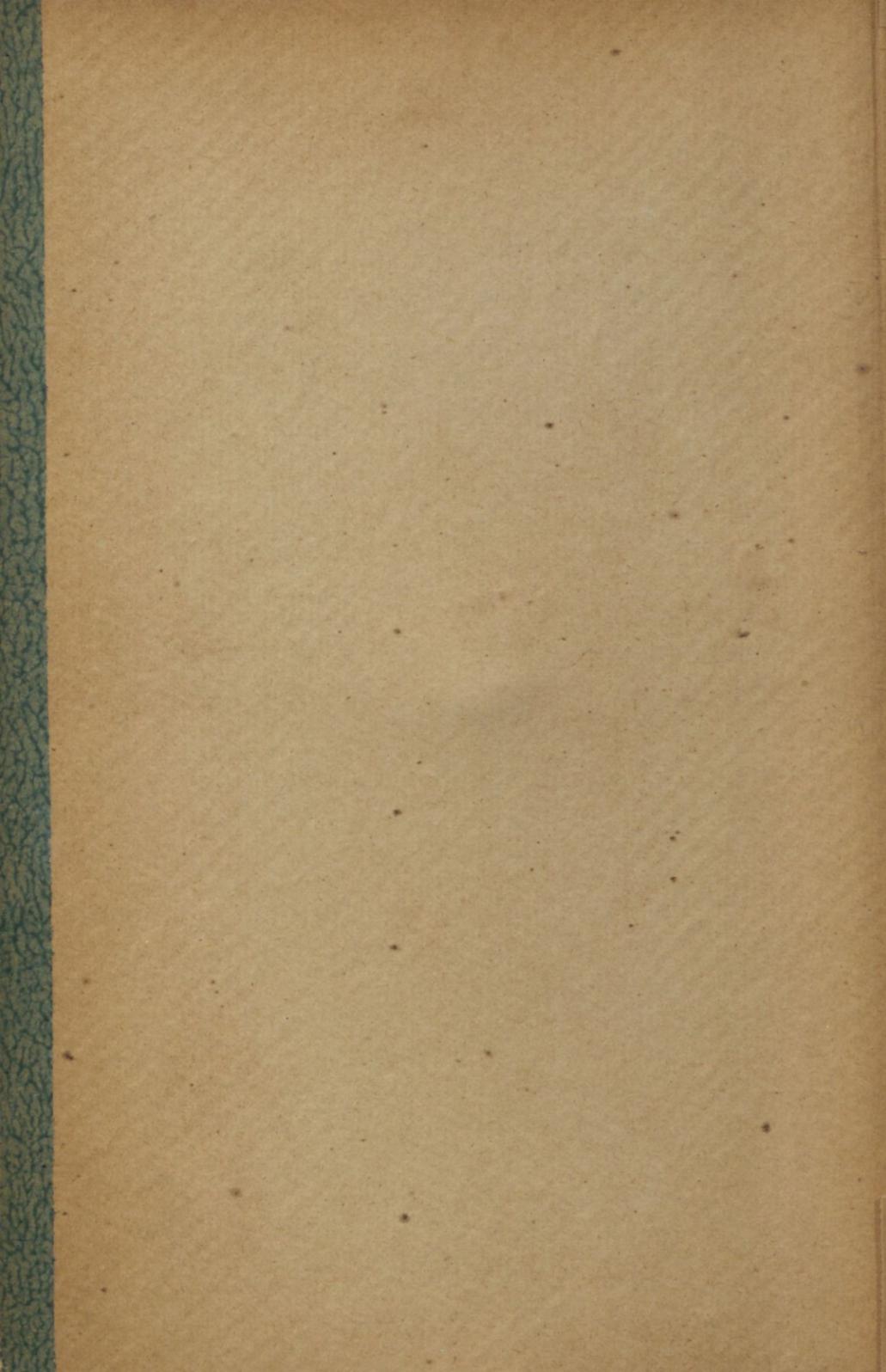


Universitäts-Bibliothek Wien

I

356 746



Festrede  
zum  
Schillerjubiläum 1859  
an der Universität Wien

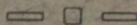
von

Professor Dr. Franz Pfeiffer.

Zur 150. Wiederkehr von Schillers Geburtstag

herausgegeben von

Bertold Pfeiffer.



Als Handschrift gedruckt.



F e s t r e d e

zum

Schillerjubiläum 1859

an der Universität Wien

von

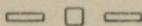
Professor Dr. Franz Pfeiffer.

---

Zur 150. Wiederkehr von Schillers Geburtstag

herausgegeben von

Bertold Pfeiffer.



Als Handschrift gedruckt.

I

356746



## Begleitwort.

In der vor drei Menschenaltern durch Jakob Grimm begründeten germanistischen Wissenschaft blieb es einer zweiten Generation von Forschern vorbehalten, Ziele und Wege zu vielfältigen und auszubauen. Von gutem Klang ist der Name Franz Pfeiffer. Geboren zu Solothurn 1815, nach harter Jugend schon in seinen Münchener Studienjahren auf literarische Produktion angewiesen, hat er dann 15 Jahre lang in Stuttgart, zuerst als Sekretär des Literarischen Vereins, seit 1846 als R. Bibliothekar, endlich seit 1857 in Wien als Universitätsprofessor, 1860 auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften, bis nahe an sein vorzeitiges Hinscheiden 1868 rastlos gewirkt.

Bei aller Gründlichkeit in eigenen Schriften und Ausgaben von Sprachdenkmälern war es ihm ein Hauptanliegen, scharfer Trennung von Wissenschaft und Leben entgegenzuarbeiten. Hat seine hochangesehene Zeitschrift *Germania* seit 1856 dem Betrieb altdeutscher Studien frische Kräfte zugeführt, so ist es der von ihm 1864 mit Walthar von der Vogelweide eröffneten Sammlung „Deutsche Klassiker des Mittelalters“ gelungen, „auch den gebildeten Teil der Lesewelt für mittelhochdeutsche Poesie zu erwärmen“. Österreichs Bedeutung in unserer alten Literatur betont er unter anderem in dem akademischen Vortrage: „Der Dichter des Nibelungenliedes“ (1862). — Lebhaften Geistes, wahrheitsliebend und freimütig, wohlwollend und hilfreich, gesellig und humorbegabt, freilich auch reizbar und kampfbereit, an Freunden reich und nicht arm an Gegnern, unterhielt er einen regen Umgang und gewaltigen Briefwechsel. Sein Verkehr mit Ludwig Uhland war fruchtbringend über den Tod hinaus.

Da Pfeiffer an der Universität auch die neuere deutsche Literatur zu vertreten hatte, fiel ihm beim Schillerjubiläum 1859 eine bedeutsame Aufgabe zu. Wien, wo damals um die Altstadt her an Stelle des Festungsgürtels die herrliche Ringstraßenschöpfung erstand, war in reizendem, durch die gleichzeitige Umgestaltung des europäischen Verkehrsweßens begünstigtem Aufschwung. Auch die Geister waren in Gärung.

Durch Zufließen hochbegabter Männer aus allen Teilen Deutschlands entwickelte sich ein freudiger Wettstreit in Kunst und Wissenschaft. Es gab wohl auch Hemmnisse. Minister für Kultus und Unterricht war Graf Leo Thun, ein Mann von vornehmem Charakter aber zwiespältiger Geistesverfassung. Freie Forschung achtend, verneinte er, der Vater des Konkordats, die Lehrfreiheit, zumal in der Pfeiffer angehenden Vorbildung der Lehrer an Mittelschulen.

Wochten immerhin die Staatsgewalten einer Guldigung vor dem freiheitstrunknen Genius innerlich widerstreben, sie wurden mitgerissen von der Sturmflut allgemeiner Begeisterung. Wie feurig hatte schon Jahrzehnte vorher ein Anastasius Grün für „Schillers Standbild“ geworben! Man war sich nachgerade auch in leitenden Stellen einer Ehrenpflicht gegen Schiller bewußt. Mit Unterstützung des Finanzministeriums ging 1859 aus der berühmten K. K. Hof- und Staatsdruckerei das Schillerbuch C. v. Wurzbachs hervor.

Die großartige Festwoche fand lauten Widerhall in den Zeitungen; tonangebend war das mächtige Organ des Liberalismus: „Die Presse“. Höhepunkte der Feier bildeten, wie mir Professor Dr. G. Wilhelm in Wien freundlich mitteilt, eine Vorstellung im Burgtheater (Festspiel von Galm, zwei Akte des Demetrius, Apotheose Schillers) in Anwesenheit des Hofes, und ein Bankett im Sophiensaal (Hauptredner: Heinrich Laube). Der Festakt der Universität fand am 9. November unter Mitwirkung des akademischen Gesangsvereins in der Aula statt. Pfeiffers Rede „wurde von dem ungemein zahlreichen Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen“. Getragen von der Stimmung jener Tage, konnte er es unternehmen, inmitten des vielsprachigen Österreich in Schiller weniger den Weltbürger zu feiern als den vaterländischen Dichter, den Liebling des deutschen Volkes.

Auch nach 50 Jahren wird es voninigem Interesse sein, mit den an deutschen Universitäten und Akademien gehaltenen und veröffentlichten Schillerreden eine Kundgebung aus Österreich voll Kraft der Gesinnung und Wärme des Gefühls zusammenzuhalten. Das Manuskript ist 1907 von dem Unterzeichneten an den Schwäbischen Schillerverein übergegangen, dessen Vorstand die Drucklegung gutgeheißen hat.

Dr. Bertold Pfeiffer.

In allen Gauen des deutschen Vaterlandes, ja weit über dessen Grenzen hinaus, wo immer Deutsche sich finden, welche die Heimat, ihre Sprache und Literatur noch warm im Herzen tragen, überall vereinigen sich in dieser Woche die Gebildeten aller Stände, um den Tag festlich zu begehen, an welchem vor 100 Jahren einer der größten Dichter, nicht bloß unseres Volkes, nein, aller Völker und Zeiten, zur Welt geboren wurde.

Die Verehrung für Schiller hat in Osterreich so tiefe Wurzeln geschlagen als irgendwo sonst, und die Begeisterung für den großen Genius, die alle Kreise der Gesellschaft mächtig durchdringt, wird die Säkularfeier seiner Geburt auch hier, in der Hauptstadt des Reiches, zu einem wahren Nationalfeste gestalten.

Und so haben auch wir, die Mitglieder hiesiger Universität, uns hier zusammengefunden, um dem Andenken des Mannes, den jeder von uns, bei einem Rückblick auf die durchlaufene Bahn seines Lernens und Strebens, als einen seiner guten Genien anerkennt, in einfacher aber ernster, würdiger Weise unsere Huldigung darzubringen. Auch abgesehen von dem Gefühle persönlicher Dankbarkeit für geistigen Genuß und sittliche Erhebung, die jeder einzelne von uns ihm schuldet, von einem höhern, allgemeinem Gesichtspunkte aus ziemt es sich gewiß, daß wir, gerade als Vertreter und Träger der Wissenschaft, an diesem Feste uns beteiligen.

Wissenschaft und Poesie bilden keine Gegensätze, die sich feindlich abstoßen. Wie verschieden auch ihre Ausgangspunkte sind, wie verschieden die Mittel und Wege, deren sie sich bedienen und auf denen sie vorwärts schreiten, beide streben gleichwohl nach demselben Punkte hin, beide verfolgen schließlich dasselbe Ziel: Bildung und Veredlung des Menschen, des Göttlichen, des Ewigen in ihm. Nach diesem letzten Ziele ringen auch wir, jeder in seiner Weise und seinem Kreise und nach dem Maß der ihm verliehenen Gaben; und Schiller hat für die Erfüllung dieser erhabenen Aufgabe sein Leben, die ganze Kraft seines gewaltigen Geistes

eingesetzt. Grund genug für uns, daß wir neben dem Dichter auch den Lehrer und Erzieher des Volkes in ihm ehren.

Schiller ist in höherem Grade und mehr als irgend ein anderer, selbst Goethe nicht ausgenommen, der Dichter des deutschen Volkes. Er ist unser Ruhm und unser Stolz, und mehr als das, er ist der Gegenstand einer Liebe und Verehrung, wie sie kaum je einem Dichter mit solcher Wärme und Begeisterung dargebracht wurden. Zwar hat auch er vielfach erfahren müssen, was es heißt in Deutschland groß zu sein, und es hat nicht an solchen gefehlt, die den Kranz, den nationaler Enthusiasmus um sein Haupt gewunden, Blatt um Blatt betastend mit rohen Händen zu zerpfücken versucht haben. Eitles Beginnen! Keine Macht der Erde vermag den Dichter unserem Herzen zu entfremden, mit dem er durch tausend Fäden unauflöslich verbunden ist. Es ist kein dunkles, unbestimmtes Gefühl, was uns hiebei leitet, sondern die klare Erkenntnis dessen, was er uns, was er unserem Volke war und ist.

Erstanden in einer abgelebten, verdorrten Zeit, wo der Glaube an alles Göttliche und damit der Glaube an die Würde der menschlichen Natur zum Spotte geworden war, ist er einer jener Geister, in denen zuweilen der in der Masse gebundene Geist zur Offenbarung kommt und die durch ihre bloße Erscheinung das Göttliche unserer Natur verkünden.

Schiller ist nicht der einzige Dichter, auf den Deutschland für alle Zeiten stolz zu sein Ursache hat; aber er ist groß wie Einer durch den gewaltigen geistigen Einfluß auf seine Zeit, und er ist größer als die meisten durch die sittliche Kraft seines Wirkens.

Fragen wir nach dem eigentlichen Grunde des ungemeinen Einflusses, den Schiller auf die Geistesrichtung der Zeit gewonnen hat, so kann die Antwort zunächst keine andere sein als diese: er war ein nationaler Dichter. In der That stehen seine Dichtungen nicht als einzelne zufällige Erscheinungen da; sie sind vielmehr echt nationale Erzeugnisse und deuten auf eine Kraft der Begeisterung, die sich vorahnend, weissagend durch den Mund des geliebten Dichters ausspricht. Zwar nennt sich Schiller in jener merkwürdigen, ins tiefste Seelenleben des Dichters eingreifenden Ankündigung der rheinischen Thalia vom Jahre 1784, worin sich der heimatlose

Flüchtling der Nation in die Arme warf, selbst und mit Stolz einen Weltbürger, und auch sonst fehlt es nicht an bestimmten Zeugnissen, daß es ihm mehr auf die Menschheit als auf das Nationale ankam, und daß ihm dieses sogar für eine Schranke galt, die der Dichter zu durchbrechen habe. Allein ist nicht der Dichter gerade in diesem Kosmopolitismus, der vor allem seinen Don Karlos durchdringt, echt deutsch? Und ist nicht diese reine Hingebung des Menschen an die Menschheit der tiefste Zug unseres Wesens und Charakters?

Der Weltbürgersinn lebte nicht bloß in Schiller, er lebte in Goethe und in allen großen Dichtern Deutschlands. Er bereicherte sie in ihrem Schaffen und läuterte sie zugleich. Überall, bei allen Völkern, in allen Jahrhunderten suchten sie ihren edlen Stoff, der auf Gestaltung harrte: wo ein schönes Menschenbild wandelte, wo ein mächtiger Gedanke aufging, wo große Taten und Schicksale die Welt bewegten, da traten sie hinzu mit feinem Verständnis, mit warmer Nachempfindung, und retteten vor der Vergessenheit, was der Ewigkeit würdig war. Man hat sie oft darüber gescholten und gesagt, daß diese Dichter überall zu Hause wären, nur nicht daheim, man hat es getadelt, daß sie ihr Genie nicht vorzugsweise zur Verherrlichung vaterländischer Stoffe und Gestalten ausbeuteten. Aber wahrlich, nur Kurzsichtige konnten so sprechen: denn unsere Dichter veräußerten sich nicht an das Fremde; sie zogen es vielmehr an sich heran, in ihren festen Kreis. In jedem ihrer Gebilde überstrahlt das Gepräge des Meisters das der Zeit oder des Landes, von wannen es stammt. Jedes ihrer Werke ist ein stolzes Denkmal deutscher Geistesarbeit. Aus der Geschichte fremder Völker wählte Schiller die Stoffe zum Don Karlos, zur Maria, zur Jungfrau von Orleans, zum Demetrius — aber welcher Dichter aus jenen Völkern hätte es vermocht, diese Helden und Heldinnen mit solcher Unbefangtheit zu erfassen, sie so zu reinigen von der Parteilichkeit und Haß, ihren sittlichen Gehalt so unverfälscht emporzutragen über den Dunstkreis ihres Jahrhunderts? Wer fühlte hier nicht, daß die fernem, fremden Stoffe erst durch die Schöpferhand des deutschen Dichters ihren rechten Adel empfangen? Wer könnte verkennen, daß sie unter ausländischer Hülle einen vaterländischen Kern enthalten und tief in der damaligen Zeit und im deutschen Volke wurzeln?

National ist Schiller nicht minder, ja in noch höherem, schönerem Sinne, durch den Adel der Gesinnung, die Begeisterung für alles Große und Erhabene, den Haß gegen das Niedrige und Gemeine, kurz durch die ganze ideale Richtung, die ihm vor allen andern eigen ist, und alle seine Werke durchdringt. Gerade diese ideale Ethik, das Sittliche des Gemüths und des gefinnungsvollen Willens bildet den Grundzug unserer Nationalität, und Goethe hat die Sendung Schillers für die Nation ganz richtig erkannt, wenn er sagt: „Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern: darum wird Schiller von allen so hochgehalten.“

Selbst die Verbindung von Philosophie und Poesie, von Gedanken und Bild, Reflexion und Anschauung, die in Schillers Dichtungen oft in störender Weise zutage tritt, ist echt deutsch und national: der Hang zur Abstraktion, das Streben Empfindungen mit Ideen zu paaren ist dem Deutschen angeboren, und es ist bezeichnend genug, daß dieser Dichter der Liebling des Volkes ward, der jene Verbindung am innigsten knüpfte, der das Band zwischen der Dreieit: wahr und schön und gut am engsten schürzte, die im Munde der Nation ein Sprichwort geworden ist.

„Schillers außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Tätigkeit führten ihn ins Weite und Breite.“ Mit diesen Worten hat Goethe jenes Hinausstreben der Phantasie über die engen Schranken der Wirklichkeit, jenes Drängen seiner schaffenden Kraft, die ihn auf die Stufen des Großen und Erhabenen, auf die Gipfelpunkte idealer Anschauungen emporhoben, vortrefflich bezeichnet. Schiller glühte für das Wahre, Schöne und Gute, und er suchte es im Reiche des Gedankens, der Idee, in der innerlichen Welt seines Geistes.

Auf dieser Idealität der Gesinnung ruht wesentlich Schillers ganze literarische Tätigkeit. Sie springt aus seinen ersten, noch unvollkommenen Jugendergüssen, wie sie aus seinen letzten klassischen Meisterwerken redet. Das sprudelnde Gedicht des 15jährigen Knaben: „Die Schilderung des menschlichen Daseins“ ist von demselben Geiste der Entrüstung gegen das Gemeine belebt, wie die spätesten Zeilen, die seine kräftige Dichterhand schrieb. Wie Shakespeare weist er jede sittliche Diplomatie zurück, dem Guten sein

unbedingtes Recht, dem Bösen seine wohlverdiente Rüge mit allem Ernste des Worts erteilend. Man sieht es seinen Werken an, daß der sittliche Sinn, der aus ihnen spricht, den Dichter selbst beseelt, daß er Kern und Inhalt seiner Persönlichkeit bildet. Und indem sich jene Erhabenheit der sittlichen Gesinnung bei ihm zugleich in die lebendigsten Farben der Sprache und Phantasie kleidete und mit der Tiefe des Gemütes vermählte, welches ihm „die Menschheit im Menschen macht“, so entstand daraus jene Idealität, in der die Person mit dem Werke zu einer und derselben Erscheinung zusammengeht, und die dem Dichter nicht bloß die Verehrung, sondern auch den Enthusiasmus aller Guten im In- und Auslande zugewendet hat. In dieser Richtung hatte er nach Goethes Ausspruch in der deutschen Literatur so wenig seinesgleichen als in irgendeiner anderen, und diese Idealität ist es vornehmlich, die seinen Namen als das Symbol des Edelsten und Höchsten in das Andenken der Menschen verpflanzt hat.

Dieser Adel der Gesinnung, diese Liebe zum Großen, diese Neigung zum Erhabenen, verbunden mit dem höchsten Schwung der Sprache und Gedanken: all dies erklärt auch das Verhältnis, welches Schiller zu den verschiedenen Lebensaltern einnimmt. — Er gibt eine selige Zeit der aufbrechenden Blüte, wo der unverdorrene Mensch nicht anders kann als bewundern. Diesem Lebensalter ist Schiller der einzige Dichter, der unwillkürlich sympathische, und die angehende Jugend verliert viel, wenn sie in dieser Zeit ihn entbehrt. Sie kann freilich den großen und tief-sinnigen Dichter nicht ganz verstehen, aber für den hinreißenden kann sie erglücken, und keine Schwärmerei hat einen besseren Inhalt und größere Ausichten. — Aber auch der Mann mit der reifgewordenen Bildung, der sich aus der Alltagswelt nach Gegenständen der Bewunderung und Erhebung sehnt, kehrt gerne wieder zu Schiller zurück, nicht als dem einzigen Dichter, wohl aber als demjenigen, der uns eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat.

Schiller war sich frühe schon seines hohen Zieles bewußt und er verfolgte es mit der ganzen Energie seines mächtigen Willens und Geistes. Obwohl ein echter Sohn der Zeit, umstürmt und ergriffen von den gewalt-samen Bewegungen, die in den letzten Jahrzehnten des

18. Jahrhunderts die Menschheit aufrüttelten, merkte sein sittlicher Sinn bald, daß es in dieser Krisis menschlicher Dinge zunächst und vor allem darauf ankomme, sich von den Schwächen, welche noch überall den gesellschaftlichen Verhältnissen anklebten und den ernstesten Fortschritt hinderten, freizumachen.

Daher trieb es ihn, die hohen Ideen der Menschheit und die Bedeutung einer wahrhaften Freiheit durch den Mund der Dichtkunst auszusprechen. Er wollte die Verderbnis der Zeit auf dem Wege und durch das Mittel der Poesie aufheben, er wollte die Mitwelt mit edeln großen Formen umgeben, damit sie daran Symbole des Vortrefflichen habe, aus der Schlawheit emporstrebe und sich so zur rechten politischen Freiheit tüchtig mache. Er wurde der poetische Redner des Volkes, dem er in gedankenreichen Liedern wie in tiefemsten Tragödien die Würde des Menschen, die Beispiele muthvollen Kampfes für das Höhere vortrug und das zerstörende Treiben gemeiner Leidenschaft wie selbstsüchtiger Schwäche vor Augen stellte. „In diesem Sinne,“ sagt er, „kann die Poesie dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist; sie kann ihn zum Helden erziehen, ihn zu Taten rufen und zu allem, was er sein soll, mit Stärke aufrüsten.“ — Auch in der Geschichte galt es ihm nicht sowohl um faktische Wahrheit als um die ideale Erbauung, um die Spiegelung des allgemein Menschlichen in der Erhabenheit der Taten. Die Geschichte ging bei ihm mit der Poesie zusammen, die Mehrzahl seiner großen Dichtungen sind wesentlich historisch-poetische Beispiele der idealen Freiheitslehre, deren unermüdlicher Apostel er bis an sein Ende blieb. Überall aber ist es das Menschliche in der Menschheit, was er mit seiner Freiheit will.

Mit diesem seinem subjektiven idealen Freiheitstriebe der Natur gegenübertretend und ihre Mächte zum Kampfe herausfordernd, um im Siege über sie den Triumph des Willens über die Notwendigkeit zu feiern, wandte er sich derjenigen Dichtart zu, welche jenen Konflikt vorzugsweise zur Erscheinung zu bringen hat und von der er sagt, „sie sei eigentlich für ihn da“, nämlich der Tragödie, deren Bestimmung er darin findet, „die Gemüthsfreiheit auf ästhetischem Wege herzustellen“. Diese Aufgabe des Menschen fordert aber zu stetem Kampfe auf mit den Bedingungen der

Notwendigkeit, wie sie aus unserer Natur und dem Beschränkten der Wirklichkeit hervorgehen. Solches zu veranschaulichen und dadurch ein erhabenes Mitleid zu wecken, welches wiederum zu erhabener sittlicher Kraftäußerung treiben soll, galt unserem Dichter für das Höchste. Er bezog aber die Tragödie noch besonders auf seine Zeit. „Unsere Tragödie,“ schreibt er bei Gelegenheit des Wallenstein, „hat mit der Ohnmacht, der Schlassheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüt zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen.“ In diesen Worten sprach er Prinzip und Ziel seines ganzen dichterischen Strebens aus. Wir finden dasselbe in allen seinen Tragödien, und die meisten seiner lyrischen Hauptwerke sind davon durchdrungen.

Überhaupt war Schiller, gleich seinem großen Freunde, aufs tiefste überzeugt, die Poesie und Kunst sei kein müßiger Luxus, kein anmutiges Spiel zum Zeitvertreib und zur Erholung, sondern ein mächtiger Trieb, ebenso ernst in ihren Zielen als heiter in ihren Mitteln, und ihre Aufgabe sei, den großen Weltplan verwirklichen zu helfen. —

Zu diesem künstlerischen Bewußtsein, zu diesen hohen Begriffen von dem Wesen der Poesie, ihrer erhabenen Aufgabe und ihrer befreienden Macht gelangte Schiller nicht auf einmal und im Sprunge, er hat sie nicht als freie vollendete Gaben vor oben empfangen. Lagen auch die Keime dazu schon von Jugend auf in ihm, so waren sie doch in der ersten Periode seines dichterischen Wirkens noch vielfach verhüllt, unentwickelt, gebunden, und mußten erst durch unablässiges geistiges Ringen und Kämpfen geweckt und zur Blüte, zu köstlicher Frucht getrieben werden.

Seine dichterischen Schöpfungen bieten daher das seltene, erhebende Schauspiel einer stetig fortschreitenden Entwicklung dar, eines siegreichen Ganges von der leidenschaftlichen Überstürzung zur besonnenen Selbstbeherrschung, von der Verworrenheit zur Klarheit. Aus der Entrüstung über die Schwäche und Verdorbenheit der ihn umgebenden Welt, aus dem ungestümen Gegendruck wider die einengenden Schranken des Lebens und der Verhältnisse, aus der trüben Verworrenheit und düstern Resignation erhob ihn

mehr und mehr das Ideal der sittlichen Freiheit und echten Menschlichkeit, die Begeisterung für menschliche Würde und Größe. Was er in der Gegenwart nicht fand, suchte er im Buche der Geschichte. Er ward Geschichtschreiber, um durch das Bild einer edlen Menschheit, durch große Charaktere die Herzen zu erheben. Er ward Philosoph, um den reinen Grundprinzipien des menschlichen Denkens und Willens nachzuforschen und sich selbst darüber klar zu werden. — Und als endlich in beiden Richtungen sein Geist sich erweitert und gesammelt hatte, erkannte er auf der letzten Stufe in der Dichtkunst die Vereinigung der sittlichen Größe und der Wahrheit mit dem Schönen. Deutlich ward ihm sein letztes Ziel, wie es seine Worte bezeichnen: „Kultur und politische Freiheit auf dem Wege der Kunst und Poesie zu vermitteln und mit der Natur selbst in Einklang zu bringen.“

Die feindliche Stellung gegen die Welt und ihre Gemeinheit, die in seinen Jugenddichtungen übertriebenen und einseitigen Ausdruck fand, wich der Hoffnung auf eine höhere Vollkommenheit der kommenden Geschlechter, als deren Mitbürger er sich fühlte; und was ihm anfangs nur als ein träumerisches Ideal einer vollendeten Menschheit vorschwebte, vermählte sich mehr und mehr mit der Wahrheit, mit der realen Wirklichkeit. Diese Harmonie zu erringen, dazu trieb ihn der Gang seiner Studien, dahin leitete ihn seine Verbindung mit Goethe, dahin endlich der Gang der Weltereignisse, welche gewaltfam jedes Gemüt in die großen Bewegungen auf der wirklichen Bühne der Menschheit hineinzogen; denn erst diese haben den Boden für Schillers dramatische Werke vom Wallenstein an geschaffen.

Wenn schon dieser innere Bildungs- und Entwicklungsgang Schillers die Wahrheit des Goetheschen Spruches bestätigte: „Ich bin ein Mensch gewesen, das heißt ein Kämpfer sein“, so tat dies in noch höherem Grade der äußere Gang seines Lebens, das ihm keine freundliche Ruhe gönnte, sondern ihn von den Tagen der Kindheit bis zur Stunde des Todes unter den Waffen hielt. Aus dem Volke geboren und in engen kleinen Verhältnissen aufgewachsen; nicht ausgestattet mit den Gaben des Glücks noch mit äußerlichen Vorzügen, welche leicht die Wege öffnen und die Herzen gewinnen; bei aufstrebendem Geiste frühzeitig gedrückt von

den Schranken einer einseitigen Zucht, dann durch die Willkür eines Mächtigen in die Welt, in ungewisse Verhältnisse hinausgetrieben, hier in seinen Hoffnungen getäuscht und verlassen bis zum äußersten, mußte er durch eigene geistige Kraft sich Bahn brechen, mußte Hindernisse überwinden, die bald in den Verhältnissen bald in seiner Persönlichkeit lagen, und erst durch die Kraft des Willens dahin gelangen, „den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen“. Völlig gelang ihm auch dies nicht und, ohne besondere Gunst des Glückes, war er bis ans Ende in stetem Kampfe mit den Leiden der Krankheit und den Mühsalen und Sorgen des täglichen Lebens.

Dennoch ward er nie seinem Genius untreu, der stets dem Höchsten ihn zuwendete, und in eben dem Maße wie mit der Welt hat er den noch größeren Kampf mit sich selbst bestanden, indem er der Leidenschaft in der eigenen Brust den Sieg abgewann und sein sittliches Dasein, das in seiner Jugend von manchen Gefahren bedroht war, zu einer immer reineren Harmonie läuterte. Schiller hat an sich selbst gezeigt, welche reinigende Kraft der echten Poesie innewohnt, und als der erste hat er die Forderung erfüllt, die er an den Dichter macht: daß seine Individualität wert sei, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden, daß es also „sein erstes und wichtigstes Geschäft sein müsse, sich selbst zu veredeln und zur reinsten Menschheit hinaufzuläutern“, ehe er es unternehmen dürfe die Vortrefflichen zu rühren.

Es ist ein erhebender Gedanke, in einem großen Dichter auch den großen Menschen verehren zu dürfen. Beide gehen bei Schiller aufs innigste Hand in Hand und haben sich in ihm zu einem harmonischen, lebensvollen Ganzen vereinigt: seine dichterische Größe ruht auf der menschlichen. Wer könnte ohne Rührung und Bewunderung seine Briefe lesen, jenes teuerste Vermächtnis, das je ein Dichter seinem Volke gemacht hat, und das noch den fernsten Geschlechtern ein Licht und ein Segen sein wird? Wie ein Buch liegt hier sein Inneres vor uns aufgeschlagen: wir blicken tief in die geheime Werkstätte seines geistigen Wirkens und Schaffens, wir sehen sein rastloses Ringen nach dem Guten, Wahren und Schönen, und auf jedem Blatte finden wir leuchtende Zeugnisse der hohen Sittlichkeit, der fleckenlosen Lauterkeit seines Herzens und Gemüthes. Wohl selten hat sich das Genie so eng mit der

Tugend, die Stärke mit der Reinheit der Gesinnung verbunden als in ihm.

In diesem Bildungs- und Lebensgange Schillers, der sich aus dem jugendlichen Sturm und Drang sittlich und künstlerisch zu Maß und Klarheit emporarbeitete, liegt etwas Vorbildliches für das Volk wie für den einzelnen. Schiller hat uns durch die That gezeigt, was der ernste Wille vermag und daß dem Mutigen die Welt gehört. Vielleicht niemand hat das absolute Sollen und Wollen ernstlicher und mutiger in sein Leben aufgenommen, kein Mensch sich so umgeschaffen wie er, und wenige sind sich so treu geblieben. Er konnte zuletzt, wie einer seiner Biographen sich ausdrückt, was er wollte, und wollte, was er sollte: die höchste Stufe menschlicher Kraft.

Den Mut zu befestigen, unsere Jugend zu ermannen, dem Strebenden einen Kranz zu zeigen, dem Darbenden ein Beispiel, dem Erschlaffenden einen Sporn, dem Wankenden einen Halt, dem Kämpfer um die höchsten Güter einen Führer zu geben, dazu ist kein Dichterleben so geeignet, als das Schillers.

An seine poetische Persönlichkeit knüpft darum mit Recht unser Volk das Ideal seiner besten Überzeugungen, seiner tiefsten Gesinnung; und wie er, innerlich geweiht und zu dem Höchsten auf- und fortstrebend, nie ermüdete in der Arbeit der Selbstbildung, im Dienste der Idee und der Wahrheit, so fand und findet an ihm der Deutsche das Symbol seines eigenen Wesens, seiner eigenen Bestimmung. —

Ich habe zu Anfang meines Vortrages Schiller einen nationalen Dichter genannt und daraus einen wesentlichen Teil seines ungemeinen Einflusses auf seine Zeit und unser Volk herzuleiten gesucht. Schiller ist aber nicht bloß dadurch national, daß sich in seiner Dichtung deutsches Wesen und deutsche Art so tief und treu wieder spiegeln; er ist es noch in einer andern Beziehung.

Es ist bekannt, daß bei den Kulturvölkern der alten und neuen Zeit die höchste geistige Blüte stets mit dem höchsten Aufschwung im staatlichen und politischen Leben zusammenfiel, und daß leuchtende Erscheinungen in der Poesie und Kunst überall Folgen großer geistiger Regungen des Volkslebens waren, kräftiger nationaler Erhebungen wie innerer Entwicklung. Der Wiedergeburt der neueren deutschen Poesie

dagegen ist nichts weniger als politische und nationale Größe vorangegangen; vielmehr hat die Literatur sich erhoben aus einem tiefen Verfall der Nation, aus einem Verfall des Staatslebens und des Glaubens an sich selbst, wie er bei einem großen starken Volke nie vorgekommen ist im ganzen Lauf der Weltgeschichte. Gerade das Umgekehrte hat sich ereignet: nicht das Große im Volks- und Staatsleben hat auf die Literatur gewirkt, sondern die Poesie auf das vaterländische Gefühl: sie hat das Band der geistigen Einheit, das längst zerrissene, um die deutschen Volksstämme von neuem geknüpft und den verloren gegangenen Glauben des deutschen Volkes an sich, seine Zukunft und Bestimmung erst wieder wachgerufen.

Ist diese Wiederbelebung des erstorbenen Nationalgeistes gleich ein Verdienst der gesamten deutschen Dichtergemeinde, so hat doch gewiß niemand größeren Teil daran, als gerade Schiller. Er ist es, der vor allen uns mit Wort und That gelehrt hat auf uns selbst und unsere Kraft zu vertrauen, er hat uns geistig und sittlich gehoben und den nationalen Stolz in uns geweckt, der uns leider solange abhanden gekommen war, jenen edeln Stolz, der jederzeit der Vater großer Thaten ist. Man darf behaupten, daß die große Erhebung des Vaterlandes im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts niemanden mehr ihre Belebung und den Ton ihrer Begeisterung verdankt als der Schillerschen Dichtung und ihrem erhabenen Schwunge. Jenem Geschlechte waren seine Worte:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.  
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft

tief in die Seele gegraben, die herrlichen Heldengestalten, die Schillers Genius geschaffen, waren ihm leuchtende, zum Kampf und Sieg führende Vorbilder, und nicht vergebens war die prophetische Mahnung an sein Ohr geflungen, welche Schiller in seinen drei letzten Dichtungen Fürsten und Völkern mit gewaltiger Stimme zugerufen hat: die Mahnung zur Einigkeit, zu treuem Zusammenhalten in Not und Gefahr. — Sie ist verronnen, diese Mahnung und vielfach verloren im Gedächtnisse des lebenden Geschlechtes, und üppiger als je wuchert, dem Ausland zum Gespötte, dem Vaterlandsfreunde zum tiefsten Schmerze, die sprichwörtlich gewordene deutsche Uneinigkeit. Nur in einem sind wir,

heute und immer, einig: in der begeistertsten Liebe und Verehrung für Schiller.

O daß dieses Fest, zu dem sich alle deutschen Stämme und Stände in seltener Eintracht vereinigt haben, von guter Vorbedeutung für uns wäre! Möchte in dieser Woche sein Geist zu dem Volke, das er so warm geliebt und so hoch geehrt, herniedersteigen, möchte er in die entzweiten, verbitterten Gemüter den Geist der Versöhnung und gegenseitigen Duldung senken und das Bewußtsein in uns stärken, daß wir trotz aller politischen Trennung und Zerklüftung dennoch Söhne einer Mutter sind, damit, wenn der alte Feind aufs neue an die Tore Deutschlands pocht, er uns diesmal und für immer bereit finde, wie Ein Mann zur Verteidigung unserer höchsten Güter einzustehen: „ein einzig Volk von Brüdern“.

Ich glaube, wir dürfen nicht verzagen. Ein Volk, das einen Dichter wie Schiller sein eigen nennt und ihn so warm und lebendig im Herzen trägt, kann nicht untergehen. Obwohl vielfach irrend, vielseitig behindert, tausendfach getäuscht, wird es doch gleich ihm, so Gott will, nie ermüden im Kampfe um das Höchste. Auch für uns wird noch die Zeit kommen, wo das Ideal, das uns allen vor der Seele steht, sich mit der Wirklichkeit vermählt, wo die widerstrebenden Elemente sich versöhnen, wo Deutschland geordnet und glücklich im Innern, groß und geachtet nach außen dasteht, „frei im lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.“

Nie aber wird unser Volk, auch in seinem Glücke nicht, des Mannes vergessen, der mit unsterblichen, unveräußerlichen Gaben an der Geisteswiege der neuen Zeit gestanden hat, seinem Volke und der Menschheit ein Lehrer und Erzieher ohnegleichen.







